Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 26 (1936)

Heft: 42

Artikel: Das süsse Blut

Autor: Kupferschmid, Karl

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-648538

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

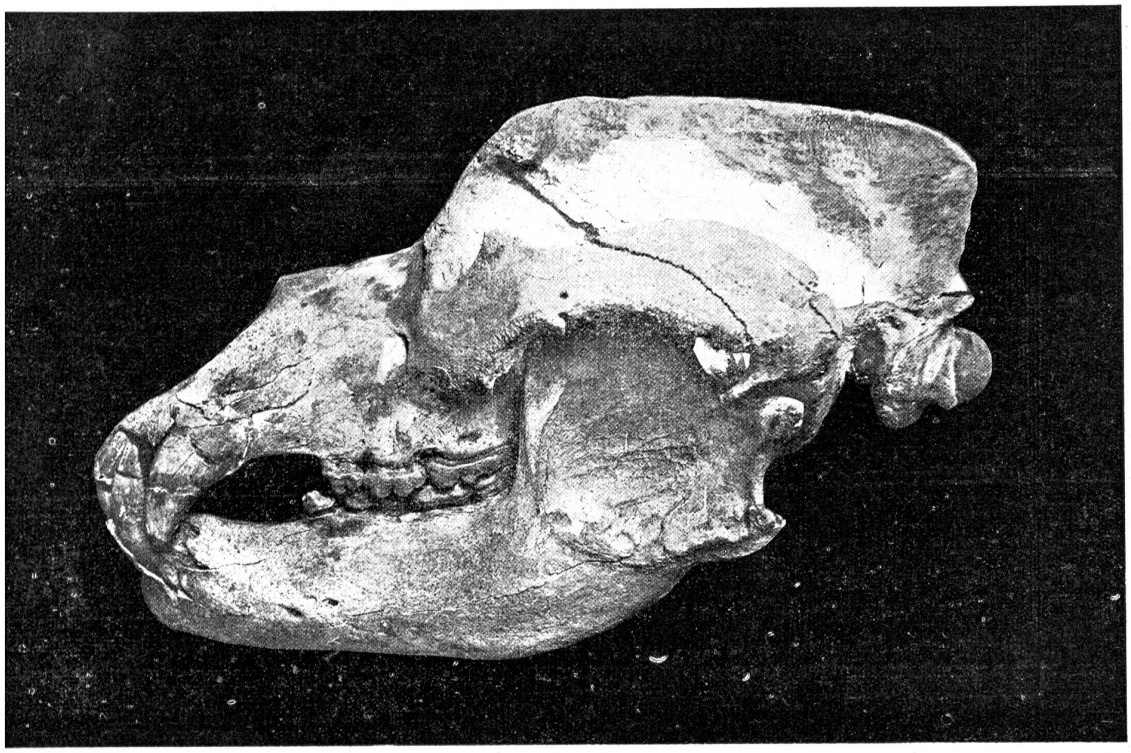
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 11.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch



Schädel eines Höhlenbären aus dem Drachenloch bei Vättis. (Klischee aus Dr. E. Bächler, Das Drachenloch ob Vättis im Taminatal.)

Astronomen zu Hilfe gerufen. Und diese haben tatsächlich aus den Sonnenfleckenperioden Zahlen für die Gletscherzeiten errechnet. Nach diesen würde das Ende des letzten Eisvorstaßes 16,000—20,000 Jahre, sein Beginn über 50,000 Jahre zurückliegen. Die letzte Zwischeneiszeit dürfte demnach minimal 50,000 Jahre zurückliegen. Vor dieser Zeit also hätten die alpinen Höhlenbären und ihre Jäger gelebt. (Siehe die von Dr. Beck, Thun, zusammengestellte Tabelle geologischer Zeiten in der Geologischen Abteilung des Naturhistorischen Museums Bern.)

(Fortsetzung folgt.)

Höhlenbären. Dr. E. Bächlers systematischen Ausgrabungen (1917—23) förderten eine erstaunliche Menge von Bärenknochen und Artefakten (Steinwerkzeuge, bearbeitete Knochen rc.) zu Tage. Bächler konnte seiner Wildkirchli-Monographie ein Buch über das Drachenloch (1921) anfügen. 12 Jahre später erscheint sein drittes Urgeschichtswerk, seine Monographie „Das Wildenmannlisloch am Salun (Churfirsten) 1628 Meter ü. M." (1933). Im Oktober 1923 begann nämlich Dr. Bächler die Erforschung jener ausgedehnten, rund 140 Meter langen Felsenhöhle im obern Toggenburg, genannt Wildenmannlisloch, die sich als eine nicht weniger ergiebige prähistorische Fundstätte erwies. Die hier ausgegrabenen Schädel-, Kiefer-, Wirbel-, Becken-, Fuß- und Handknochen, Rippen und Zähne mußten nach Bächlers Schätzung nicht weniger als gegen 1000 Exemplaren von Höhlenbären angehört haben. Auch fanden sich zahlreiche Spuren menschlichen Daseins. Sie wiesen auf einen Kulturstand hin, der mit dem der Höhlenmenschen des Drachenloches und des Wildkirchli identisch ist. Bächler hat für die Kulturstufe seiner drei alpinen Höhlen eine gesonderte Bezeichnung gewählt, da ihm die französischen Begriffe Moustérien und Chelléen für frühe Epochen der Altsteinzeit nicht zutreffend genug erscheinen. Er nennt sie

die alpine Altsteinzeit

und betont damit die Sonderheiten, die der Lebensweise der urzeitlichen Bärenjäger durch die Hochgebirgsumwelt aufgeprägt wurden. Aus seinen Forschungen geht mit Sicherheit hervor, daß es sich hier um älteste Urmenschen handelt. Menschen, die in der letzten Zwischeneiszeit gelebt haben. Bekanntlich haben die Gletscherforscher vier Hauptvereisungen in Mitteleuropa (Günz — Mindel — Riß — Würm) und vier Rückzugstadien (Bühl — Gschnitz — Daun — heutiger Gletscherstand) festgestellt. Neueste Forschung (Dr. P. Beck) schiebt zwischen die zweite und dritte Vergletscherung sogar noch zwei neue Gletschervorstöße (Glütsch- und Kanderstufe) ein. Da naturnotwendig diesen Gletscherphänomenen Klimaschwankungen zugrunde liegen müssen, hat man bei der Berechnung der Zeitabstände die

Das süsse Blut.

Von Karl Kupferschmid.

„... und hier ist Ihr Zimmer, meine Herren!" lächelte der Concièrge, stieß eine Türe auf, stand höflich zur Seite und neugierig faßten wir unser Quartier ins Auge.

„Etwas primitiv — scheint aber sauber zu sein", bemerkte der weitgereiste Maler Willi Hühnerwadel, trat ein und warf seinen Rucksack und seine Skizzenmappe unter einen Stuhl.

Marcel Duvoisin, seines Zeichens frischgebackener Rechtsanwalt, blieb unter der Türe stehen, rümpfte die Nase und sagte:

„Nein!"

Der Concièrge intervenierte: „Es tut mir wirklich aufrichtig leid, meine Herren — aber dieser Teil unseres Hauses wird erst nächstes Jahr umgebaut. Im renovierten Flügel ist leider alles besetzt."

Das Zimmer war tatsächlich sehr klein; zwei Wände wurden durch die drei Betten vollständig ausgefüllt. Wollte man zum Fenster gelangen, schien ein Hürdenlauf über die drei Stühle unvermeidlich. Auf einer winzigen Waschkommode fristeten zwei defekte Waschschüsseln ihr Dasein und als einziger Zimmerschmuck beliebte ein schlechter Kupfertiefdruck — der Duce in Generalsuniform — mit einem Reißbrettstift an einer Wandleiste befestigt.

Willi Hühnerwadel hatte sich bereits häuslich niedergelassen, d. h. er hatte schon ein Deckbett zurückgeschlagen und war im besten Zuge, Auslegeordnung zu erstellen. So sagte ich denn: „Also, Marcel — bleiben wir; für eine Nacht wird das schon genügen. Ich bin so hundemüde, daß ich keine Lust mehr verspüre, auf die Zimmerjagd zu gehen. Außerdem wäre es sehr fraglich, ob wir in diesem Kaff überhaupt noch ein besseres Quartier kriegten. Es scheint ja vollständig mit Fremden überfüllt zu sein — und vier Lire pro Bett ist noch sehr billig."

Mit einem dankbaren Augenaufschlag wandte sich der Concièrge an mich, rühmte die herrliche Aussicht auf den

See und die benachbarten Uferorte, und nachdem Duvoisin ein gnatziges: „Also, meinetwegen!" vernehmen ließ, verzog sich der immer lächelnde, dienstbeflissene Geist einige Stockwerke tiefer.

Wir verstauten unser weniges Gepäck unter Betten und Stühle und mußten einstimmig erklären, daß das Zimmer zwar höchst einfach ausgestattet war, die Bettwäsche aber von einer geradezu blitzblanken Sauberkeit strotzte.

„Baden!", meinte der wortkarge Marcel und deutete durchs offene Fenster auf den im abendlichen Schimmer glitzernden See.

„Natürlich! Sofort! Glänzende Idee! Herrliches Oberitalien! Göttliches Gardone!" schrie Willi Hühnerwadel, den die Nähe Gabriele d'Annunzios offenbar in Ekstase versetzte.

Wir brachen sofort auf, und nach einem erfrischenden Bade machten wir uns im Vestibül des Hotels breit, tranken Veltliner und luden den freundlichen Concièrge ein, mitzuhalten.

„Wissen Sie, meine verehrten Herren, wir vermieten ja diese Zimmer sonst nicht an Gäste. In diesem alten Gebäude schläft nur noch das Personal. Aber ich dachte, Sie hätten heute vielleicht Mühe, anderswo unterzukommen — und da — entschuldigen Sie —"

„Göttlicher Knabe!" prostete ihn Willi an. „Ancora un mezzo!"

„Kinder, ich kann nicht mehr!" seufzte ich. „Nach diesem Halben ist unbedingt Schluß! Ich muß schlafen."

Mit etwelcher Mühe erstiegen wir die vier Treppen, und nach einigen Kreuz- und Querfahrten durch enge Gänglein landeten wir glücklich in unserem Zimmer. Eine einsame Kohlenfadenlampe erhellte spärlich den Raum.

Wir legten uns sogleich zu Bett. Willi schnarchte bereits nach drei Minuten, Marcel wälzte sich einige Male hin und her, stand dann plötzlich auf und drehte das Licht aus.

Ich fiel in einen unruhigen Halbschlaf, träumte, Gabriele d'Annunzio sitze, ganz in Weiß gekleidet, vor dem Hotel. Einige Bauern stießen einander an und sagten: „Signore Gabriele prova il suo monumento —"

Ich mußte im Schlafe gelacht haben — wenigstens war ich wach, als ich Marcel ärgerlich brummen hörte:

„Willi, mach keine Witze! Fort mit den Nadeln, sag ich!" —

Ich richtete mich halb auf. Marcel stöhnte weiter: „Ekelhaft!"

Willi aber lag ruhig schlafend im Bett.

Durchs offene Fenster strich der kühle Nachtwind. Der Mond hatte sich über die Höhen davongemacht, und nur ein paar Sterne blinkten ab und zu über dem matt schimmernden See auf. Sonst war es finster wie in einer Kuh.

Ich fand, daß der Herr Fürsprecher recht lebhaft zu träumen verstehe und drehte mich gegen die Wand. Als ich bis sechsundvierzig gezählt hatte, verspürte ich am linken Oberschenkel zwei stechende, schmerzhafte Bisse. Vor Angst wagte ich nicht nach der Ursache zu forschen, ich fühlte nur, wie ich in der Finsternis erblaßte.

„Vipern!" denken und mich zusammenkugeln, war mein ganzer, fast unbewußter Abwehrkampf.

Einen Augenblick herrschte lautlose Stille. Dann fuhr Duvoisin mit einem Satz aus dem Bett, schüttelte sich und schrie:

„O ihr verfluchten Viecher, ihr verdammtes Dreckzeug! — Kari, Kari!"

„Ja?" meldete ich mich schüchtern.

„Merkst du denn eigentlich nichts? Die beißen einem ja zu Tode!"

„Doch, doch. Ich habe bereits zwei Bisse abgekriegt. Ob wir wohl mit dem Leben davonkommen werden? Wir sollten die Bißstelle sogleich unterbinden und zwei Liter frische Milch trinken. Vipern sind sehr giftig."

Ich fühlte, wie Marcel sein Gesicht zu einem Grinsen verzog.

„Vipern??" lachte er aus vollem Halse. „Vipern? Nein, mein Lieber, gottlob nicht, aber Wanzen, richtig ausgewachsene Wanzen zapfen uns unser kostbares Blut ab. In dieser alten Holzhütte begreiflich. Es nimmt mich nur wunder, wie lange es Willi aushält! Wir gehen jetzt für eine Viertelstunde wieder zu Bett, dann werde ich dir das Gezücht vorstellen."

Wir stellten uns schlafend und nach einer Weile kroch Marcel aus dem Bett und drehte das Licht an. Rasch schlug er Deckbetten und Leintücher zurück und wir verfolgten beide interessiert den Rückzug der unliebsamen Plaggeister. In überstürzter Flucht zog sich das Hauptkontingent in die Ritzen einer als Nachttisch dienenden Kiste zurück, andere flohen unter Wandleisten und in klaffende Bodenspalten.

Aber merkwürdig: Willi Hühnerwadel schlief ruhig weiter. Keine einzige Wanze hatte ihn belästigt. Marcel spießte nun mit einer Sicherheitsnadel ein totgetretenes Insekt auf. Unbarmherzig schüttelte er Willi aus dem Schlafe, hielt ihm die aufgespießte Wanze unter die Nase und fragte:

„Willi, was ist das?"

Sorgfältig nahm Hühnerwadel das Präparat in Empfang, lächelte verschlafen und konstatierte: „Cimex lectularius, oder: Die Bettwanze. Es ist zwar ein auffallend kleines Exemplar — in Spanien sind sie bedeutend größer."

„Uns sind sie hier groß genug", giftelte Marcel und ich fügte bei:

„Wir wollen uns nicht von diesen Tierlein auffressen lassen. Komisch, daß du ihnen offenbar unsympathisch bist. Wie kommt das nur?"

Willi setzte sich auf und mit dem ernsthaftesten Gesicht von der Welt hielt er uns ein großangelegtes Referat über die Cimex lecturarius im allgemeinen, weiter über die italienische und die spanische Rasse im besondern und schloß dann:

„Aber nie auch nur das geringste Zwicklein — ich könnte unter einem Heer der ganzen internationalen Wanzenwelt schlafen: Die Tierchen lassen mich großmütig in Ruhe. Warum? Ganz einfach, weil ich nicht süßes Blut habe. Ihr beide seid sogenannte Süßblüter und für südliche Entdeckungsfahrten durchaus ungeeignet."

Marcel kratzte sich nachdenklich den Bauch, ich rieb mir den Oberschenkel und wir weigerten uns beide, wieder zu Bett zu gehen.

„Geht ruhig, nur müßt ihr das Licht brennen lassen, die Wanzen sind ein lichtscheues Gesindel", lachte Willi und sang: „In der Nacht, in der Nacht, wenn die Wanze erwacht —"

Duvoisin zeigte aber absolut keine Lust mehr, sich niederzulegen, besonders, da er in einer Leintuchfalte noch zwei verschüchterte Tierlein fand.

„Nein", sagte er bestimmt, „nein, Willi, heraus mit dem Kartenspiel! Jetzt wird gejaßt bis in den Morgen und das umgesetzte Geld zur Bezahlung dieser Wanzenbude verwendet."

Dieser Vorschlag fand allgemeinen Beifall. Bald waren zwei Betten aneinandergeschoben und Willi hatte aus seiner Skizzenmappe ein richtiges — nota bene: abgestempeltes — Kartenspiel hervorgezaubert.

Als die oberitalienischen Hähne den Morgen begrüßten, waren auch schon fünfzehn Lire zusammen und nach einem kurzen Morgenschlummer stiegen wir aus unserem Kavalierflügel ins einladendere Vestibül hinunter.

„Gut geschlafen?" fragte der lächelnde Concièrge.

„Eccellente!" grinste Marcel.

„Molto bene!" hauchte ich schlaftrunken.

„Magnifico!“ trumpfte Willi auf.

Der Concièrge bedankte sich höflich und begleitete uns auf die Straße.

Als er das noch brennende Licht bemerkte, das von unserem Zimmer schwach herunterflimmerte, säuselte er zu dem sich wieder einmal den Bauch kratzenden Marcel:

„Gutes Mittel! Nur das Licht brennen lassen! Gutes Mittel!“

Herbststimmung.

Von Martin Gerber.

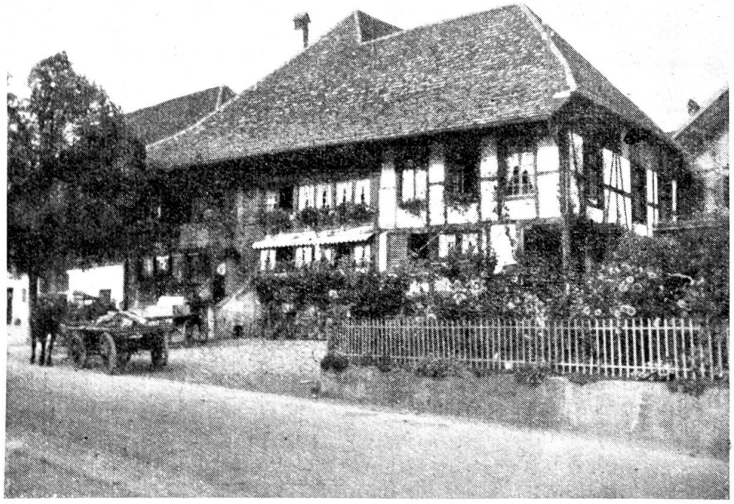
Nun steht mein Tal im Strahlenschein
der letzten Sommergnaden!
Kein Blütenduft
erfüllt die Luft.
Und bald wird auch am Blumenhain
die stolze Pracht gebrochen sein,
von Laub und Sturm begraben!

Doch nein! Der nahe Ahornbaum
denkt nicht daran zu sterben!
Noch fühlt er Kraft
im Wurzelsaft!
Er schlummert ein zu stillem Traum;
sieht nicht, wie sich am Waldessaum
die Häupter golden färben!

Der Abend sinkt im Taleskreis,
und feuchte Nebel wallen!
Es klagt mein Herz
von Leid und Schmerz.
Noch wird es wieder Tag — ich weiß!
Und doch — dort drüben ist ganz leis'
ein Blatt vom Baum gefallen!

Ein altehrwürdiger Gasthof.

In Münsingen, an der schon im Mittelalter stark begangenen Straße von Bern nach Thun, steht seit alter Zeit das Winhus, der jetzige „Bären“. Es ist wie der Freienhof in Thun, eines der ältesten Gasthäuser im Bernerland. Am 29. Februar des Jahres 1371 verkaufte es Katharina Schlundina in Bern mit dem Spycher, der Hofstatt, dem Garten und der Taverne an Peter und Anna Roitzmann von Diesbach. Auch in amtlichen Rechnungen aus jener Zeit wird dieses Wirtshaus erwähnt, zumal sich dort beim Aufritt des Schultheißen nach Thun die das Mobiliar führenden Spitalknechte verpflegen ließen. Die Prosperität des Weinhauses blieb nicht verborgen. Bald baute ein unternehmender Wirt hart daneben oder eigentlich fast „vor die Nase“ den „Leuen“, und ließ ihn mit einer Freistätte versehen. Im Jahre 1581 wollte die Regierung den Gasthof zur „Lilie“, wie damals der „Bären“ hieß, als überflüssig eingehen lassen. Aber der Wirt wußte sich mit Assistenz seiner stadtbernischen Weinlieferanten so gut zu wehren, daß der Befehl unausgeführt blieb. Er und seine Nachfolger zahlten pünktlich die haftenden Abgaben und gaben zu keinen Klagen Anlaß. Erst von 1786 an ließ man den „Bären“ in Ruhe und gab ihm noch das Bäckerrecht. Außer dem „Bären“ und dem „Löwen“ gab es in Münsingen noch einen „Ochsen“ und eine Schloßpinte, die auf das „Klösterli“ übertragen worden ist. Den meisten Lesern unserer Zeitung ist der „Bären“ auch aus der Zeit der Verfassungsänderung bekannt. Auf der Bärenmatte tagten am 25. März 1850 die Weißen oder Liberalen und auf der nebenanliegenden Löwenmatte die Schwarzen oder Konservativen.



Das „Winhus“ in Münsingen.

Glückliche Kindheit.

Im Gespräch mit erwachsenen Menschen, die nicht immer Eltern zu sein brauchen, hört man immer zwei Lebensepochen erwähnen, denen man scheinbar nachtrauert, deren reines Glück man verloren zu haben meint: Das Glück der Kindheit und das Glück der ersten Jugendjahre.

Man hört diese Beteuerungen von dem Glück der Kindheit so oft und sie werden so bedingungslos geglaubt und nachgesprochen, daß ich doch einmal die Frage aufwerfen will, ob denn dieses vielbesungene „Glück der Kinderzeit auch wirklich so rein, so schön, so sorglos und so anstrebbar ist.

Ich pflege solche Menschen, welche mir von der Kindheit vorschwärmen, zu fragen, ob sie wirklich noch einmal Kind sein wollten? Denn das eine weiß ich ganz gewiß: kein einziges Kind gibt es, das nicht heiß und innig wünscht, „groß“ zu sein. Und darum möchte ich heute für diese Kleinen sprechen, denen man gedankenlos ein großes „Glück“ zudichtet, für all das große Leid des Kleinseins sie zu trösten.

Der hat sicherlich noch kein Kindlein genau beobachtet, der es nicht weiß, wie so ein Geschöpfchen, das für alle unsere Möbel, für all unsere Werkzeuge, für alle unsere Technik tatsächlich zu „klein“ ist — sich leidenschaftlich und immer mit Mißerfolgen bemüht, es den Großen gleich zu handhaben, diese Kinder, die alles in die Hand nehmen müssen, die eine Schere erfassen und Unfug damit machen, einen Hammer und etwas zerstören — kurz, die alles wollen und nur wenig können. Sie können nur wenig, weil ihre Kraft noch schwach ist, während ihr Wille meist riesengroß über dieser Kraft steht. Und dieser Wille eines Strebenden, dieser Wunsch nach Arbeit und Geltung — wird stets von den wirklich Großen gering geachtet, belächelt und in bestem Fall mit einem freundlichen, duldenden Bewundern anerkannt. Das Kind aber sieht und versteht genau die überlegene Leistung der Erwachsenen und wird fortgetrieben von dem heißen Ehrgeiz, auch „so groß und so mächtig“ zu sein wie sie.

Nun aber frage ich, ist es so arg mit diesem Glück der Kindheit? Verstehen wir unter „Glück“ wirklich die heitere, arglose, süße Vertrauensseligkeit des Kindes, in welcher es lebt — mit welcher es uns, uns Eltern, uns Großen beglückt?

Können wir es „Glück“ nennen, wenn man angespannt mit Energie und Kraft, mit Lebensfreude und Lebensmut — überall seine eigene Unzulänglichkeit erfährt, wenn man diese ganz wundervolle Lebenskraft dazu verwenden muß, sich gegen die Großen Schritt für